

Aus alten Zeiten

Autor(en): **Chappuis, Edgar**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **20 (1930)**

Heft 43

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-645388>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

ferne Ränel und Ablaufrohre und ein Schiebefenster in dunkler Natur-eiche vereinigen sich mit dem Grau des Steins und dem satten Braun der Ziegel zu einem auch farbig ungemein harmonischen Bilde, das sich in heiterer Eleganz vom tiefen Grün mächtiger Baumgruppen abhebt. Das Innere des Gartenhauses, das sich loggiaartig nach der Terrasse öffnet, ist ganz besonders köstlich. Die Wände sind über niederem Sockel mit alten Landschaftsmalereien bedeckt; davor stehen ländliche und doch komfortable Möbel im Regencestil: Tisch, Kanapee und Fauteuils uni grün gestrichen, Kommode und



Blick in den Gartenpavillon eines Berner Landhauses. — Entwurf und Ausführung durch Th. Schärer's Sohn & Cie., Bern. Phot. Franz Henn, Bern.

Konsole bunt gefast und teilweise vergoldet. Das Ganze ist ein heller, liebenswürdiger und wohnlicher Raum voll stiller Romantik, am Abend, durch indirekte Beleuchtung erhellt, der festliche Mittelpunkt galanter Gesellschaft, dunkler Baumgänge und mondbleicher Parkwiesen. Und wer die Schönheiten des Gartens erlauschen, wer ihrer müde sich sammeln will, auch er wird hier Erfüllung finden.

(„Das ideale Heim.“)

Aus alten Zeiten.

Skizze von Edgar Chappuis.

Franz Ludwig Combaz klappte im Bureau des Handelshauses Zeller das Hauptbuch zu, wischte sorgfältig die Feder am Lappen ab und erhob sich, froh des vollbrachten Tageswerkes. Es war Samstag mittag und bis am Montag morgen konnte er ausspannen und war für ganze eineinhalb Tage ein richtiger Mensch und nicht bloß eine Maschine, der Teil eines Ganzen, der dahin gehen muß, wie es befohlen wird.

Um ihn herum standen die Angestellten der Firma, schwatzten und lachten, verabredeten noch gemeinsam zu unternehmende Ausflüge für den kommenden Feiertag und schlüpfen dann in ihre Wintermäntel, denn draußen war es bitterkalt.

Franz Ludwig grüßte freundlich nach allen Seiten. Er war unter den vielen, die da mit ihm Tag aus und ein im gleichen Raume um das tägliche Brot arbeiteten, ein Einsamer geblieben, ein Unverständener, der seine eigenen Wege ging. Einer sehr guten, alten Bürgerfamilie angehörig, hatte er frühzeitig beide Eltern verloren und das Einzige, das ihm aus der großen Vergangenheit geblieben war, bestand aus einem stilreinen, reich eingelegten Sekretär, den er seit wenigen Tagen zu Hause in seinem Dachkammer-

lein wie seinen Augapfel behütete, und aus seinem Familienstolz, den ihm auch die Mühsalen des Alltags und die ärmlichen Verhältnisse, in welchen er leben mußte, nicht hatte rauben können. So hieß es denn immer und überall, der Franz Ludwig Combaz sei ein stolzer, ein eingebildeter Mensch, der sich besser fühle als die andern. Dabei war Franz Ludwig der schlichteste und bescheidenste Mann, den man sich denken konnte. Nur das lärmende und prozige Wesen der modernen Menschen unseres Geschlechtes, das Emporkommen anderer Volksschichten, die keine alte Tradition besaßen und statt der Herzensbildung nur einen gutgepöckelten Geldbeutel und unsäglichen Ehrgeiz mitbrachten, wobei sie die Welt aus den Angeln reißen wollten und allem Altherwürdigen Fehde ansetzten, widerten ihn an, so daß er still und zurückgezogen für sich lebte und keine Freundschaft unter Andersgesinnten wünschte.

Franz Ludwig stand in Hut und Mantel vor dem Portal des Handelshauses und stülpte sich den Kragen hoch. Dennoch fror ihn durch das schäbige und abgenutzte Tuch jämmerlich. Aber die Sonne schien hell und froh am Winterhimmel, daß er beschloß, vor dem Mittagessen noch einen kleinen Abstecher über die Schanze vor der Stadt zu machen und sich dabei warmzulaufen.

Eilig dahinschreitend, war er bald aus dem Gedränge. Zu seinen Füßen breitete sich die alte Stadt mit ihren Erfern, Türmen und Befestigungen, aus denen ihre große Vergangenheit sprach. Damals waren noch lebenswerte Zeiten gewesen, als die edlen Damen und Ritter durch die schmalen, winkligen Gassen gewandelt waren! Sittsamkeit im Blick und Anstand und Wohlerzogenheit in jeder Bewegung. Heutzutage dagegen war alles aufgeblasenheit. Ein jeder fühlte sich, sobald einige Münzen in seiner Tasche klinkerten und dabei herrschte schauerhafte Liebedienerei um sich höheren Ortes angenehm zu machen und

dadurch, wenn möglich, einen etwas einträglicheren Posten zu erhalten, der eben nur durch Protektion zu vergeben war.

Im Dunste der Ferne standen groß und weiß die Berge am Horizont. Lange stand Franz Ludwig, in den Anblick des schönen Bildes versunken. Darauf rannte er seiner Pension zu und freute sich schon jetzt auf den Augenblick, wo es ihm vergönnt sein würde, wieder allein zwischen seinen vier Wänden zu sitzen und über Vergangenes nachzudenken.

Die nichtsagenden Gesichter der andern Pensionäre, denen es bloß darum zu tun war, möglichst viel Ekbares herunterzuwürgen, taten ihm beinahe weh und verursachten ihm ein unangenehmes Gefühl, das ihn abstieß. Am Sonntag, wie auch jeden Abend, kochte er sich sein bescheidenes Essen daheim auf dem Spirituskocher. Da war er sein eigener Herr und Meister und konnte sich seinen Träumereien hingeben, welche ihn aus der schalen Welt des Alltags in längst vergangene Zeiten trugen oder auf die lichten Höhen des Menschengesistes hoben, wo die Wissenschaft und Philosophie herrschten.

Franz Ludwig war zu Hause angekommen. Es war noch recht kalt auf seiner Bude. Doch bald prasselte ein lustiges Kaminfeuer und verbreitete eine wohlthuende Wärme. Den alten Sekretär hatte er erst kürzlich von seinem in hohem Alter am Genfersee verstorbenen Großvater geerbt. Heute nachmittag wollte er sich daran machen, in seinen Schiebläden und Fächern herumzustoßern. Vielleicht fand er noch alte, interessante Papiere darin, die ihm über die Familiengeschichte, mit der er sich leidenschaftlich gerne beschäftigte, Aufschluß erteilten.

Der Himmel begann sich mit schweren Wolken zu überziehen und nach wenigen Minuten flatterten dichte Schneeflocken zur Erde. Ein heftiger Nordwind trieb sie an das Fenster von Franz Ludwigs Dachkammer, wo sie zuerst als zarte, wunderbar feine Sterne haften blieben, um nachher als Wassertropflein die Scheiben herunterzurieseln.

Franz Ludwig stand sinnend am Fenster und blickte in das Schneetreiben hinaus. Unten rauschte der von den Alpen kommende Fluß vorbei. Das jenseitige Ufer war ganz in Dunst gehüllt. Es war ein Wetter, um im gemütlich geheizten Zimmer zu bleiben und Franz Ludwig freute sich auf den Nachmittag. Im Dache über seinem Zimmer frachte es geheimnisvoll in den alten Balken, als gingen Gespenster umher. Das Haus, welches er bewohnte, stammte aus dem sechzehnten Jahrhundert und die Herrengasse, in der es stand, weckte eine Menge historischer Erinnerungen, die Franz Ludwig lieb waren. Aus seiner Tasche holte er den verrosteten Schlüssel des Sekretärs, den er bis jetzt erst ein einziges Mal geöffnet hatte, um flüchtig hineinzusehen. Neugierig zog er Lade um Lade hervor. In der einen fand er vergilbte Briefe, die er auf die Seite legte, und nahm sich vor, später darin zu blättern. Es war wohl der Briefwechsel zwischen Großvater und Großmutter. Jetzt entdeckte er ein altes, aber gut erhaltenes Daguerreotyp, auf dem ein junges Mädchen mit blonden Haaren zu sehen war. Stellte es vielleicht das Jugendbildnis seiner Mutter dar? — So brachte ihm jede Lade wieder eine neue, angenehme Überraschung an Antiquitäten, die mit der Familiengeschichte eng verknüpft waren und sonstwie ihren Wert besaßen. Franz Ludwig mußte unwillkürlich denken, was dieses ehrwürdige Möbel alles zu erzählen hätte, wenn es nur reden könnte. Bei Freud und Leid der Angehörigen war es zugegen gewesen und hatte während gar langer Zeit wichtige Briefe und Dokumente in treue, verschwiegene Obhut genommen.

Wie der junge Mann ein Mittelfach herauszog, stieß seine Hand auf eine versteckte Hebelvorrichtung. Er zog daran und öffnete nun ein Geheimsfach, das sich ihm erst nach einer ganz bestimmten Wendung des Hebels erschlossen hatte. Neugierig sah er hinein und zog ein umfangreiches Pergament hervor. Was für ein Geheimnis mochte darin

stecken? Mit geröteten Wangen begann er die Schnur zu lösen und gab acht, dabei nicht das Siegel zu verderben, mit welchem das Pergament versiegelt war. Es war mit demselben Wappen versiegelt, wie er eines am Petschaft der Uhrkette trug, und zeigte in der Mitte eine Armbrust mit aufgelegtem Pfeil, links und rechts von einem sechseckigen Sterne flankiert. Die Querschraffierung deutete darauf, daß der Grund blau war. Endlich hatte Franz Ludwig das Paket geöffnet und fand nun eine sorgsam verpackte Pergamentrolle, die er hastig aufrollte. Es war eine sorgfältig bis in alle Einzelheiten ausgearbeitete Stammtafel des uralten Geschlechtes der de la Combaz, dessen letzter männlicher Sprosse er, Franz Ludwig Combaz war. Mit glänzenden Augen las er hastig die ältesten darauf vorkommenden Namen und sah, daß der erste, Anmonetus, im Jahre 1460 gestorben war. Das war ein Fund nach dem Herzen Franz Ludwigs! Außer der Stammtafel, die ihn dermaßen beglückte, fand er noch eine Medaille aus der Zeit der Erstürmung der Bastille; ein überaus wertvolles Stück, das tadellos erhalten mit Handgravierung, Silberfassung und Originalseidenband jeder numismatischen Sammlung zur Zierde gereicht hätte. Auf der Medaille war eingraviert: „Franz Daniel Combaz von Rivaz 10. August 1798. Treue und Ehre.“ Diese Medaille war den Ueberlebenden Schweizerhelden der Schweizergarde zu Paris von der damaligen Helvetischen Gesellschaft gewidmet worden. Franz Daniel Combaz, der bis zu seinem Tode eine Jahrespension von 200 Lausannerfranken durch die französische Regierung erhalten hatte, war einer der berühmten „Cent Suisses“, der hundert Schweizer unter Ludwig dem XVI. und Ludwig dem XVIII., gewesen.

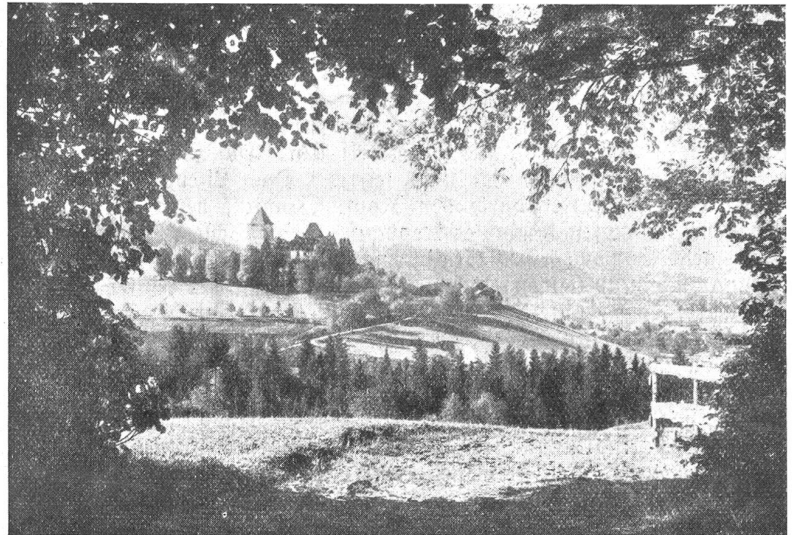
Franz Ludwig hatte die Umwelt vergessen und dachte nicht mehr an sein eintöniges Bureauleben. Hastig rollte er die Stammtafel auf und breitete sie vor sich auf dem Tische aus. Darauf standen all seine Ahnen, fünfzehn Generationen nacheinander! Hier las er: Karl Anton de la Combaz, Arzt. Das war sein Vater gewesen. Nach ihm sollte nun noch sein eigener Name, Franz Ludwig, stehen, dann war die lange, ehrwürdige Linie abgeschlossen, und falls er unverheiratet blieb und keinen Sohn bekam, erlosch mit ihm das alte Geschlecht.

Es dunkelte schon. Franz Ludwig zündete die altväterische Petroleumlampe an, die er der modernen elektrischen Beleuchtung vorzog. Sie besaß ein sanftes, wohlthuendes Licht, welches gut zu dem stillvollen, wenn auch bescheidenen Raume paßte. Im Ofen prasselten die Buchenscheiten und verbreiteten eine wohlige Wärme. Nachdem Franz Ludwig einen flüchtigen Blick durch das Fenster geworfen und konstatiert hatte, daß auf den Straßen schon dichter Schnee lag, setzte er sich wieder an den Tisch und vertiefte sich in seinen Fund. Der erste seines Geschlechtes, der genannt war, hieß Anmonetus; auf ihn folgte sein Sohn Franz, welcher am 20. Januar 1441 eine Jeannetta Junno geheiratet hatte. Und so ging es mit vielen Claudius und Franz Ludwig fort. Die ganze Geschichte seines Heimatortes, der schönen Waadt, zog an seinen geistigen Augen vorüber. Die Zeit der Herzöge von Savoyen, welche Raubrittern gleich auf dem Schloß Chillon gehaust, die friedlichere und noch immer feudale Zeit der mächtigen Bischöfe von Lausanne, auf die die Zeit der Eroberung der Waadt durch die Berner gefolgt war, unter welchen ein Vorfahre, Abraham de la Combaz, der letzte bailly oder Landvogt der Berner im Schlosse Clérolle bei St. Saphorin zwischen Lausanne und Vevey gewesen war. Die meisten hatten Richterstellen bekleidet, oder sich sonst im öffentlichen Leben ausgezeichnet. Jakob de la Combaz hatte sich 1717 in der uralten, auf den Ruinen eines römischen Junotempels erbauten Kirche von St. Saphorin sein Familienwappen, die Armbrust mit den zwei Sternen, in die Lehne seines sich im Chore befindlichen Kirchenstuhles einbrennen lassen, wo es noch heute, aber nun neben der Orgel, von einem

J. C. begleitet, zu sehen ist. Ein anderer war Appellationsrichter im kleinen Rate zu Lausanne gewesen.

Franz Ludwig mußte an die Szene am heutigen Vormittag denken, bei welcher ihn im Bureau der Chef des Handelshauses wie einen Handlanger angefahren hatte; einer ganz geringfügigen Sache wegen. So tat es doppelt wohl, aus alten Dokumenten die Gewißheit zu erlangen, daß Angehörige der Familie ihren Platz in der Welt zu behaupten gewußt hatten. Außer dem deforzierten Daniel Franz war ein Franz Ludwig Gouverneur und Erzieher des Grafen von der Mark, des natürlichen Sohnes Friedrichs II. von Preußen gewesen, und hatte als königlich preußischer Oberst den höchsten Orden „Pour le mérite“ erhalten, sowie überdies den erblichen Adel, den die Familie Combaz, alten Ueberlieferungen gemäß, schon im sechzehnten Jahrhundert in der Person eines Anton vom Oesterreichischen Herrscherhause bekommen und aus unbekannten Gründen wieder abgelegt hatte.

(Schluß folgt.)



Schloß Trachselwald.

Schloß Trachselwald.

Wer von Lüzelflüh oder Ramsen herkommend durchs liebliche Tälchen der Grünen wandert oder wer von einer der hochbuckligen Eggen des Emmentals in diese mit stattlichen Dörfern besetzte schöne Gegend hinabblidt, wird von einem mächtigen Burghau mit hochragendem gewaltigem Bergfried begrüßt. Es ist das Schloß Trachselwald, die einzige noch erhaltene der vielen Burgen des Emmentals. Schloß Brandis bei Lüzelflüh fiel zur Franzosenzeit der Volkswut zum Opfer. Das stolze Schloß der Deutschritter zu Sumiswald ist heute ein Armenasyl. Vom Bürglein Wartenstein sind nur noch spärliche Mauerreste vorhanden. Auch Signaus Burgen sind zerstört, und von Schloß Schweinsberg, den Burgen auf Redenberg und Spizberg weiß man bloß aus Urkunden noch, daß sie existiert haben.

Seit wohl bald 1000 Jahren steht der Wehrturm auf Trachselwald und trotzt den Stürmen der Zeit. Im Jahre 1131 tritt der Name Trachselwald erstmals in einer Urkunde auf und zwar in einer Stiftungsurkunde des Klosters Friesenberg. 1241 erscheint ein Freiherr G. von Trachselwald unter den Kyburgischen Dienstmannen. Ein Thüring von Trachselwald verkauft 1250 dem Johanniterhaus Buchsee seine Güter in Seedorf. Später waren die Herren von Rütli („Rütte bei Burgdorf“) und noch später die von Sumiswald Besitzer von Schloß und Herrschaft Trachselwald. Aber schon Ritter Burkhard auf Trachselwald nimmt (zur Zeit des Kyburgerkrieges) die Burg von Bern zu Lehen, und 1408 endlich verkauft der von Schulden bedrängte Mann die Burg mit „Twingen und Bännen“ an Bern, das in jenen Kriegsjahren (Kyburger- und Sempacherkrieg) im Emmental festen Fuß gefaßt und die österreichischen Grundherren Schritt um Schritt völlig hinausgeworfen hatte.

Trachselwald wurde nun eine bernische Landvogtei mit den 9 Gerichten (Gemeinden) Trachselwald, Huttwil, Eriswil, Affoltern, Rüderswil, Lauperswil, Langnau, Trub und Schangnau und blieb es bis 1798. Im großen Saal des Schlosses sind die Wappentafeln der 71 bernischen Landvögte zu sehen, die hier hausten. Der bekannteste und berühmteste unter ihnen war jener Samuel Tribolet, der den Emmentaler Bauern so auffällig war und der auch ihren Führer im Bauernkrieg, den Niklaus Leuenberger von Schönholz, gefangen nehmen und nach Bern führen ließ. Man zeigt heute noch im Turm oben den „Mörderkasten“, die Zelle, in der Leuenberger eingesperrt war, und die Ketten und den Klotz, die ihm als unnötige qualvolle Sicherung angelegt worden waren. Eine halsbrecherisch enge

und steile Wendeltreppe führt in den Turm hinauf, von dessen Dachstube aus man eine prachtvolle Rundschau auf die Wiesentäler und Waldbudeln der Emmentaler Landschaft und die stattlichen Dörfer genießt.

Heute ist Schloß Trachselwald ein bernischer Amtssitz mit den weitläufigen Amts- und Wohnräumen des Regierungstatthalters und seiner Amtskollegen und Beamten.

Zu Füßen der Burg lag die von Jeremias Gotthelf gegründete Armenschule, die später zur Zwangserziehungsanstalt für Knaben umgewandelt wurde. Im Jahre 1927 wurde die Anstalt aufgehoben und auf den Tessenberg verlegt.

Ferdinand Vögeli mit den zwei Sprachen.

Von Frieda Schmid-Marti. (Schluß.)

Rasch macht Lisebethli die Küche fertig und pukt sich auf für die Singstunde. Es zieht das dunkelrote Gewandlein an, schaut zufrieden in den Spiegel und dann hinein in die Stube der Mutter. „Adieu, Mutter, ich gehe jetzt ins Singen.“ — „Adieu, Lisebethli. Viel Vergnügen! Komm nicht zu spät heim, Kind.“ — „Möchtest noch etwas, Mutti?“ — „Nein, nein, geh jetzt nur.“ ... Wie hilflos die Stimme der Mutter klang! —

Es wird neun Uhr! Zehn Uhr! Ferdinand Vögeli ist noch nicht heraufgekommen. Das ist seltsam und ungewöhnlich. Unten im Geschäft schließt jemand die Rollläden. Ist es der Jerdi? — Nicht zu denken, daß nicht er es wäre! Das tut er ja immer selber. — Katharina Vögeli horcht auf. Sie horcht und horcht. Mit angehaltenem Atem horcht sie. Jetzt kommt ein Schritt treppauf. Aber das ist ja der Hans. Der nimmt immer zwei Stiegenritte auf einmal. Die Türe geht ein wenig auf: „Wie geht es, Mutterchen? — Saderlot, jetzt werden sie neu-möblich da oben.“ Hans macht runde Augen. „Das wird der Lisel ihr Werk sein?“

Die Mutter lächelt schwach. „Ja, eben, das Lisebethli hat es ganz im Versteckten gemacht. Ganz ohne mein Wissen... Aber wo ist der Vater?“

„Der wird nicht weit sein. Er redete draußen lange mit dem Jörgli und wetterte über die Stadtmodesenke auf dem Dorfe... Du weißt ja, Mutter... Aber jetzt kommt er sicher bald! Hoffentlich kannst jetzt in dem neuen Bett recht gut schlafen, Mutter...“

„Ich glaub's, Hans.“ Aber es klingt matt. Der Glaube fehlt den Worten.

„So, gut Nacht denn, Mutter. Schlaf wohl.“ Der Hans sagt es zärtlich. Aber er hat es eilig. „Das Züseli“, denkt Katharina Vögeli und seufzt.